

Sommerabend

Autor(en): **Schlittler, S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 32

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

□ □ Sommerabend. □ □

Von S. Schlittler, Bern.

Es senkt die stille Sommernacht
Sich auf das Heidefeld,
Und über Baum und Weide streift
Liebkosend ihre Hand.

In müdem Schritte heimwärts lenkt
Die Herde ihren Gang;
Bald tönt wie schwebend Traumgebild
Der ferne Glockenklang.

Im Dämmerchein nun bang mein Herz
Nach einem Herzen frägt,
Das sehnjuchtsvoll und tröstungsreich
In edlem Gleichklang schlägt.

Sommerfrische.

Ein Idyll von J. C. Heer.

(Schluß.)

Wie hatte mir bei der Rezension der Gehalt ursprünglicher, tiefer Empfindung entgehen können? Das damals abstrahierte Bild der Dichterin war ein anspruchsvoller Blaustrumpf aus modernem Bildungstreibhaus mit künstlich emporgeschmeichelten Gefühlen! Jetzt aber, jetzt schaute das treuherzige Gesicht, das natürliche Wesen Gertruds zwischen den Zeilen hervor, redeten die Strophen mit dem Wohl laut ihrer Stimme zu mir. Eine Stimme in mir selber aber schrie: „Albrecht Göbbl, du warst ein Tor, ein großer, ungerechter Tor!“

Sollte ich Gertrud um Verzeihung bitten? Nein, die Bloßstellung der eigenen Manneswürde verding bei ihr nicht; das wäre ein neuer törichter Streich. Ich warf mich angekleidet aufs Bett, hörte im Halbschlummer den Wagen, der Herrn Rynast davonführte, und endlich erwachte das volle Leben im Kurhaus.

Als ich ins Freie treten wollte, war im Vestibül eben die Briefverteilung vorüber. Wie viel gespannte helle Gesichter, die mit den erwarteten guten Nachrichten davon eilten! Gertrud sah ich nicht; sie schien meiner und eines verabredeten Spaziergangs vergessen zu haben, und doch lachte die Sonne wie neugeschaffen vom gesäuberten Himmel auf den Wald. Böse Ahnungen quälten mich. Endlich, endlich Besuchszeit! Ich bat, mich bei Fräulein Rynast anzumelden. „Das Fräulein muß einen häßlichen Brief erhalten haben,“ erklärte die Zimmerfrau mit der Geschwägigkeit alter Diensthöten. „Das Fräulein weint — das Fräulein ist für niemand zu sprechen und hat sich auch für die Mittagstafel abgesagt. — Den Besuch des Herrn Doktors hat sie ausdrücklich verboten.“

Da war die Befcherung! Raftlos verbrachte ich die Stunden. Nach dem öden Mittagsmahl überwand ich die Bedenken, stieg wieder zu ihrem Zimmer empor, pochte, rief ein paar mal: „Fräulein Gertrud!“ und dringender: „Fräulein Gertrud!“ Die Dienerin kam wieder gelaufen: „Fräulein ist während der Tafel ausgegangen. Für den Fall, daß der Herr Doktor nach ihr frage — hier ist ein Brief für Sie!“

Ich öffnete den Umschlag mit zitternder Hand; die zierlichen, doch etwas aufgeregten Zeilen enthielten nichts, was ich nicht befürchtet hätte: „Sehr geehrter Herr! Ein Wiedersehen zwischen uns ist unmöglich. Ich bin die vernichtete „Elsbeth von der Aa“. Sie haben mich gründlich von der Dichterei geheilt. Ich mache Ihnen natürlich keinen Vorwurf

aus Ihrer Kritik, wenigstens jetzt nicht mehr, da ich Ihren gediegenen Charakter kenne; ich bin aber, nachdem ich es unbewußt getan habe, nicht demütig genug, bewußt die Hand zu drücken, die mich geschlagen hat. Jetzt besteht zwischen uns nur noch die Frage: Räumen Sie Blinzen, oder zwingen Sie mich durch Ihr längeres Verweilen, meinerseits den Ort zu verlassen, der uns so glücklich und so unglücklich zusammengeführt hat?“

Bei dem Lesen des Briefes wallte eine unendliche Sehnsucht nach Gertrud in meinem Herzen auf. Nein, nein, das liebe Mädchen irrte sich, das letzte Wort war zwischen uns noch nicht gesprochen! Ich lief in den Wald und überrannte beinahe eine Gruppe friedlich ruhender Kurgäste. Liebestoll suchte ich sie — sie!

Den ersten Tag umsonst. Ich schrieb nun Brief um Brief; aber keiner schien mir gut genug, ihn Gertrud überreichen zu lassen. „Fräulein ist ausgegangen!“ meldete man mir auch am zweiten Nachmittag. Also ich selber auch wieder hinaus in den Wald, diesmal an den See! Ich suchte Gertrud auf der grauen Felsenklippe, wo sie mir, ihren Lieblingsdichter zur Hand, das erstemal begegnet war. Nur ein Schwarm Elzigen zog ruhig und stumpfsinnig die reine blaue Flut dahin. Ich forschte mit dem Blick alle Uferplätzchen ab. Da tönte unter einer Ahorngruppe hervor ein Rascheln wie das Geräusch eines flüchtenden Wildes. Nur wie man „eins“ zählt, sah ich das Rot eines zusammengeklappten Sonnenschirms leuchten und im Waldesdickicht verschwinden.

„Fräulein Gertrud! Fräulein Gertrud!“ Der Forst aber blieb totenstill. An der Stelle, wo das verheißungsvolle Rot verschwunden war, führte ein Weg sanft ansteigend zwischen die Stämme hinein. Der nähere Wald schien menschenleer. Weiterhin hinderte das Unterholz den Durchblick. Da, Tappen in der vom Gewitter noch weichen Erde des Pfades, kleine Tappen eines zierlichen Fußes. Ihre Spur! Als hätte ich ein Wild zu jagen, folgte ich den Zeichen. Sie zogen sich weit, weit hin gegen die Stromschlucht. Ich hatte Mühe, sie stets wieder zu finden; denn die Wege kreuzten sich, und an sonnigen Stellen gingen die Fußspuren aus.

Atem schöpfend stand ich endlich an der Schlucht. Hatte mich Gertrud genarrt?

Nein, etwa zehn Schritte tiefer am steilen Hang, an dem die Föhren mit den blaugrünen Schirmen klebten, hatte sie sich hinter einem der halbtentwurzelten Bäume versteckt; doch vermochte der Krüppelstamm sie mir nicht völlig zu verbergen.